



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Großstädtische Fragen von einem Lebemann.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Großstädtische Fragen von einem Lebemann.

I.

Darf man den Diebstahl ermutigen?

Welche Zweifel auch so mancher Leser, wenn er die Ueberschrift dieses Aufsatzes erblickt, an der Moralität des Verfassers hegen wird, — diesem Uebelstande setze ich mich im Bewußtsein meines ruhigen Gewissens und des Nutzens, den ich zu stiften beabsichtige, mit unerschütterlichem Muthen aus. Bin ich doch fest überzeugt, nicht der einzige ehrliche Mann zu sein, der durch die Fortschritte der Civilisation in den großen Städten gezwungen worden ist, sich diese Frage vorzulegen und das vielleicht mehr als einmal im Laufe eines einzigen Tages. Wohlverstanden übrigens, ich rede nur von großen Städten, denn die kleinstädtischen Sitten sind mir nicht so durch eigene Erfahrung vertraut geworden, als die der großen. Ich lebe nämlich theils von einer kleinen Leibrente, theils vom Ertrage schriftstellerischer Arbeiten seit einer Reihe von Jahren in Berlin, kenne aber durch früheren Aufenthalt und durch mehrfache Besuche auch Leipzig, Stuttgart, Wien und Paris. Wollen mir nun die geehrten Leser erlauben, ihnen einige meiner Erfahrungen von den Schattenseiten des großstädtischen Lebens zu erzählen, so kann ich

hoffen, daß einer oder der andere derselben vielleicht einen praktischen Nutzen aus meinem Geplauder ziehen wird.

Ich komme also auf meine obige Frage zurück: Darf man den Diebstahl ermuthigen? Moral und Religion antworten rasch: Nein; Dame Praris aber thut uns dar, daß es freilich sehr leicht ist, dieses Nein zu sagen, aber sehr schwer, ja oft fast unmöglich ist, darnach zu handeln. Einige Beispiele werden dies leicht beweisen.

Seit einigen Monaten habe ich einen Neffen bei mir, der hier seinen Gymnasial-Cursus durchmacht; das Essen aus den Speisehäusern will mir ohnedies nie recht behagen: ich habe mich also entschlossen, eigenes Haus zu führen und habe zu dem Behufe eine Haushälterin angenommen, welche zugleich auch Köchin ist. Nun wird man mir hier vielleicht von vorn herein einwerfen, eine Haushälterin sei ein personificirtes Unglück; zugegeben, aber ich habe sicherlich nicht wenig Unglücksgeossen, bin also in keinem ausnahmeweisen Zustand. Da ich nicht täglich und stündlich mit Geldforderungen belästigt sein wollte, so hatte ich Bäcker, Fleischer, Specereiwaareshändler *ic.* autorisirt, meiner Haushälterin, an deren Ehrlichkeit zu zweifeln ich keinen Grund hatte, sämmtlichen Bedarf auf monatlichen Credit zu liefern. Nun denke man sich mein Erstaunen, als mir am Ende des ersten Monats Rechnungen für nichts, als Gewaaren eingeliefert wurden, deren Betrag sich auf nicht weniger, als einige sechzig Thaler belief! Ich erschrak. Acht und sechzig Thaler für drei Personen — die Haushälterin mit inbegriffen, — die täglich nur drei Mahlzeiten in anständig bürgerlicher Art zu sich nahmen! Das ging über meine Begriffe. Ich glaubte an eine übertriebene Beutelschneiderei Seitens der Liefernden, aber einige Blicke auf die Rechnungen einer und auf die politzellig veröffentlichten Brod- und Fleischtaxen anderer Seits überzeugten mich, daß die Preise nicht höher, als billig, daß aber die Massen des Verzehrten enorm waren. Nun erschrak ich noch mehr; denn ich fing an zu befürchten, mein Nefse oder ich litten, uns selbst unbewußt, an der Auszehrung und äßen daher ungemein stark. Aber auch von dieser Angst ward ich bald befreit, indem ich durch einen Zufall der Quelle meiner enormen Rechnung auf die Spur kam; es war diese Quelle oder vielmehr dieser für mich unausfüllbare Abgrund die Miteßerschaft der drei Kinder meiner Haushälterin, die sich für unverbet-

rathet ausgegeben hatte. Natürlich erhielt sie sofort ihren Abschied; meine Rechnung aber mußte ich bezahlen. Die neue Köchin, die ich annahm, und vom deren unehelichen Stande ich mich vorher durch polizeiliche Nachfrage überzeugt hatte, — ja, was hatte ich mit ihr gewonnen? Ihre Vorgängerin, so wie Bäcker, Fleischer &c. hatten ihr als Maßstab meines Bedarfes die Rechnungen des vorigen Monats angegeben; und da sie bald entdeckte, um wie viel diese meinen eigentlichen Bedarf übertrafen, so glaubte sie ihrem Bruder und ihrem Liebhaber, — sie war dazu noch jung genug — einen Platz an meiner Tafel einräumen zu können, so daß meine Rechnung vom zweiten Monate sich von der des ersten nicht um zwei Thaler unterschied. Ich wechselte wiederum und glaubte nun, eine untadelhafte Wahl getroffen zu haben, indem ich eine, von einer achtbaren Familie mir empfohlene, kinderlose und ziemlich bejahrte, also liebhaberlose Wittwe in meinen Dienst nahm: aber

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Meine neue Haushälterin glaubte um der Ehre des Hauses willen nicht viel weniger, als ihre Vorgängerinnen brauchen zu dürfen; nur wandte sie den Ueberschuß lediglich auf ihre eigene Person, da sie überaus genäsigig und leckerhaft war und die Gelegenheit sich ihr so reichlich darbot, sich und einigen von Zeit zu Zeit zu einer Caffeevisite eingeladenen Freundinnen ein kleines bene zu thun.

So hatte ich denn durch dreimaligen Wechsel nichts gewonnen, als daß der Diebstahl in meinem Hause durch den Gebrauch geheiligt worden und fast Gesezeskraft gewonnen hat; dergestalt, daß ich jetzt, da ich die fünfte Haushälterin habe, froh bin, meine Monats-Rechnung für Esywaaren auf acht bis neun und funfzig Thaler reducirt zu sehen. Nun frage ich, heißt das nicht den Diebstahl ermuthigen? Denn wenn ich auch die Diebinnen nicht autorisire, so ertrage ich ihr Unwesen doch; und wer müßte nicht am Ende an meiner Stelle das Nämliche thun? Und für den Dieb, wie für die Bestohlenen kommt es am Ende auf Eins heraus, ob man den Diebstahl erlaubt oder blos erträgt.

Wollen Sie ein zweites Beispiel haben, mein lieber Leser? Ich stehe Ihnen zu Diensten. Ich hatte jüngst bei anhaltend schlechtem Wetter einen dringenden Besuch bei einem am andern Ende von

Berlin wohnenden Freund zu machen, nahm also, um zurückfahren zu können, einen Fiaker auf eine Stunde. Gut, aber nicht für mich, sondern für meinen Kutscher; denn dieser richtet sich seine Fahrt darnach ein, d. h. er fährt wo möglich noch langsamer als ein Charlottenburger Landwagen. Seinen Weg nimmt er nicht geradeaus oder in der kürzesten Linie, nein, er schlägt vielmehr eine Richtung ein, in welcher er sicher ist, entweder ein großes Gedränge zu finden, so daß er zu noch langsamerem Fahren genöthigt ist, oder auf Straßen zu stoßen, in denen man pflastert, so daß er umkehren muß. Endlich kann er nicht mehr ausweichen, er muß gerade in die Straße einbiegen, an deren Ende ich zu thun habe; daß ich überaus pressirt bin und meinen Freund verfehlt zu haben befürchte, kann er mir vom Gesichte ablesen, folglich fährt er wo möglich noch langsamer als zuvor. Ich steige aus, und siehe da, mein Freund ist eben ausgegangen. Wüthend, ihn durch die Schuld des Kutschers verfehlt zu haben, steige ich wieder in den Wagen, indem ich meinem Automedon seine Langsamkeit heftig vorwerfe und ihm schnelle Rückkehr anempfehle. Er aber, der wohl voraussieht, daß er nun kein Trinkgeld bekommen wird, sucht sich zu entschädigen; d. h. er nimmt sich zum Rückweg wo möglich noch mehr Zeit, als zum Hinweg, so daß, als ich endlich nach Hause komme und ihm die Taxe für eine Stunde bezahlen will, er mir unwiderleglich darthut, daß ich ihm für zwei Stunden zu bezahlen habe, und dabei ist er noch gütig genug; denn er berechnet mir nicht, daß seine Uhr um mehr, als eine Viertelstunde zurückgeht. Was sollte ich nun thun? Ich konnte den Kutscher zwingen, mit mir zum Polizei-Commissair des Viertels zu gehen, werden Sie mir einwenden, geehrter Leser. Aber bedenken Sie nur ein wenig folgende Dinge: erstens fuhr der Kutscher hin, denn er darf nach Polizeireglement seinen Wagen nicht allein lassen, während ich im Regen zu Fuße gehen mußte, da ich ihm für diese Fahrt nicht bezahlte; sodann ist es, die Höflichkeit der Herrn Polizei-Commissaire in allen Ehren gehalten, immer noch kein Vergnügen, mit ihnen zu thun haben; noch weniger angenehm ist es, sich in lange Streitigkeiten mit einem groben Kutscher selbst in Gegenwart der Polizei einzulassen und endlich vorausgesetzt, ich hätte alle diese Rücksichten so wie meinen Zeitverlust unbeachtet gelassen, so war ich ja noch gar nicht sicher, daß ich

nicht aus dem Regen in die Traufe gerieth, d. h. vom Commissair Unrecht erhielt, und alsdann dem Kutscher obendrein noch eine Entschädigung für die ihm verursachte Versäumnis zu zahlen das Vergnügen hatte. Was blieb mir also übrig, als dem Kutscher seinen Willen zu thun und den verlangte Thaler zu geben? Er konnte jetzt sein Trinkgeld entbehren; er hatte Ueberschuß genug, um sich einen Rausch zu trinken. Und ich — nun ich war eben wieder um einen halben Thaler mit sehenden Augen bestohlen und mußte es eben dulden.

Zu diesen einzelnen Fällen, wo ich den Diebstahl ertragen mußte, kann ich noch hundert andre, Jedermann betreffende hinzufügen, die sich in allen großen Städten wiederholen. Wehe dem unglücklichen jungen Manne, der sich seine Bedürfnisse allein einkaufen muß; er kann sicher sein, Alles nicht allein theurer zu bezahlen, als jeder Andre, sondern noch dazu die schlechteste Waare zu erhalten. Habe ich doch lezthin eines Morgens ein Halstuch eingekauft und sofort umgebunden, dessen Grund dunkelblau war; als ich es am Abend — der Tag war ziemlich heiß gewesen und ich hatte etwas stark geschwitz — wieder ablegte, hatte es chamäleonartig seine Farbe geändert und war aus dunkelblau hellgelb geworden. Mein Hals mußte den Tag über, während diese Metamorphose stellenweise voring, zebraartig ausgesehen haben. So wird man in allen Dingen bestohlen; man glaubt, ein seidenes Taschentuch zu kaufen, und hat ein halb baumwollenes; ein Hut, den man heute für neu bezahlt, zeigt sich nach acht Tagen als ein alter, dem nur Walze und Bügel-eisen einen ephemeren Glanz verliehen hatten; statt auf Ledersohlen geht man auf Holz und Pappendeckel. Ich bestellte jüngst bei einem Tischler ein festes, eichenes Büchergestell; nachdem ich es etwa vier Wochen hatte, fällt es meiner Haushälterin ein, es mit heißem Wasser zu reinigen: was stellte sich aber als Resultat heraus? Daß der Tischler ein fichtenes Gestell geliefert hatte, dem er vermittelst Leim und Politur das Ansehen eines eichenen zu geben gewußt. So wird man überall betrogen; nur in Einem betrübt Sie kein Kaufmann, lieber Leser; alle fordern den richtigen Preis, den Preis für solide Waare von bester Qualität.

Einer meiner Bekannten, voll Verdruß, stets betrogen zu sein, und der sich doch durchaus nicht entschließen konnte, zu handeln,

hatte sich wenigstens eine List ausgedenkt, wodurch er alle Kaufleute ihrer Seite zur Verzweiflung brachte. Wenn man ihm für irgend einen Gegenstand einen hohen, unverschämten Preis abgefordert hatte, so bezahlte er erst, ohne ein Wort zu sagen; wenn er dann den Gegenstand an sich nahm; so stellte er sich, als betrachtete er ihn jetzt erst genauer und sagte dann regelmäßig: Wahrhaftig, spottwohlfeil eingekauft; ich glaubte sicher, das würde mich einen, zwei u. s. w. Thaler mehr kosten. — Alle Kaufleute natürlich geriethen darüber außer sich; denn diese ein oder zwei Thaler hätten sie ja mehr fordern können.

So herrscht der Diebstahl überall, wo man zwei Dinge gegen einander umtauscht; der Diebstahl, ein moderner Proteus, hüllt sich in hundert verkleidende Formen, nimmt tausend verführerische Außenseiten an und überall stoßen wir auf ihn, in unsern Kleidern, in unsern Nahrungsmitteln, ja sogar in unsern geistigen Vergnügungen. Er hat, besonders für letztere Beziehung, in neuester Zeit sich eine eigene literarische Form angeeignet, die ganz besonders für ihn erfunden worden ist, den Prospectus und die Annonce, deren Succursel die Reclame ist. Einige Beispiele werden auch hier genügen.

Ein Buchhändler kündigt ein Werk unter dem Namen eines durch frühere Schriften vorthellhaft bekannten Schriftstellers an: man kauft es also auf Treue und Glauben. Aber welche Täuschung! Beim Lesen entdeckt man gar bald, daß der Schriftsteller zu diesem Werke nichts als seinen Namen, höchstens eine Vorrede von einigen Seiten, hergegeben. Das elende Machwerk ist eigentlich von irgend einem erbärmlichen, unwissenden Pedanten geschrieben, der weder Geist noch Styl hat. Sei nun der erste Betrüger hier der Schriftsteller selbst oder sei er nur bloßer Mitschuldiger des buchhändlerischen Betrugs: der Käufer bleibt bestohlen und betrogen.

In einem Duzend der verschiedensten deutschen Blätter liest man das Lob dieses oder jenes Schauspielers, Sängers u., den endlich, nachdem er die Triumphbahn seiner Gastreisen glorreich geschlossen, die Theaterdirection Deines Aufenthaltsortes, lieber Leser, engagirt. Du in deiner Ehrlichkeit abonnirst von Neuem auf einen Winter, weil Du, wie unzufrieden Du auch sonst mit der Bühne Deiner Stadt bist, doch nun wenigstens hoffen darfst, einen guten Liebhaber zu sehen, oder einen guten Tenor zu hören; denn

die vielen, von einander gänzlich unabhängigen Blätter, in denen Du dein Lob gelesen, können doch unmöglich alle gelogen haben. Aber geh! schon die erste Vorstellung enttäuscht Dich, und dem Räthsel des Lobes nachspürend, erkennst Du, daß das Engagement des in Rede stehenden Subjects schon vor seinem Triumphzuge von der Direction abgeschlossen war und daß alle diese so gut bezahlten Lobreden nur ein Manoeuvre der Direction waren, um die so oft bezogenen Abonnenten noch ein Mal anzulocken.

Aber beschränkte sich der Diebstahl wenigstens noch darauf, uns nur unser Geld zu nehmen! Er wird leider, — so weit führt die Gewinnssucht — zum Mord, zur Vergiftung. Wie wenige von den Dingen, die wir täglich brauchen, verkauft man uns in ihrem natürlichen Zustande! Die Weine z. B. werden, um ihnen ihre Herbe zu benehmen, mit Bleioryd, einem Gift, versetzt; um sie röther und schmackhafter zu machen, wird etwas Alaun hinzugehan: gefärbt werden sie mit tausenderlei Dingen, die alle der Gesundheit mehr oder weniger nachtheilig sind. Der Weinessig ist mit verdünnter Bitriolsäure vermisch, deren Folgen wir an unsern Zähnen verspüren, so daß ein Mund voll Salat sonderbarerweise dieselbe Wirkung haben kann, wie ein tüchtiger Faustschlag. Der Specereiwaareshändler, scheinbar der unschuldigste Mensch von der Welt, ist nicht nur Taschenspieler, — sage Betrüger — sondern auch Chemiker — sage Vergifter. Mit seinen krummen, groben Fingern führt er Kunststücke aus, die eines Bosco würdig sind; denn, ohne daß seine Wagschalen oder Gewichte falsch sind, weiß er doch am Gewicht zu gewinnen durch die Art, wie er die Wage hält oder die Waaren auf die Wagschale legt; seine Masse für Flüssigkeiten sind sorgfältig gestempelt; er weiß aber so geschickt einzugießen, daß er stets im Gewinne bleibt. Der Arme, der aus Noth oder der Junggeselle, der aus Bequemlichkeit seinen Caffee gemalen einkauft, kann sicher sein, die Hälfte Cichorie zu haben; der Zucker ist in eine Art blei- oder zinkhaltigen Papiers eingepackt, wodurch an jedem Hut, den er im Ganzen verkauft, ein halbes Pfund wenigstens gewonnen wird. Aber alle diese Betrügereien sind wenigstens nur unsrer Börse nachtheilig: was sollen wir aber gegen folgende Vergiftungen thun?

Diese lieben Specereiwaareshändler mischen unter das Küchen-

fals gestebten Gyps, wovon man den Stein bekommen kann, zuweilen selbst Tod, ein offenbares Gift, beides sehr schwer in's Gewicht fallende Dinge*). Statt Olivenöl verkaufen sie eine Mischung von Mohnöl; unter den Farinzucker mischen sie nicht bloß Runkelrüben — oder Kartoffelzucker, der doppelt so schwer ist, aber halb so wenig Zuckergehalt hat, sondern auch häufig Kreide und ähnliche Stoffe. Statt Soda und Potasche verkaufen diese Herrn ordinäres Küchensalz, bei welcher einfachen Operation sie mehr als das Doppelte gewinnen. Ihre Chocolate besteht aus einem Zehntel Cacao und neun Zehnteln rohem Farinzucker und geröstetem Gerstenmehl. Ihre Seife wiegt doppelt, weil sie mit Salzwasser angefeuchtet ist; ihr Branntwein ist erst durch Wasser seines Alcoholgehaltes beraubt und dann durch Gewürzinfusionen zu einem brennenden, die Eingeweide zerreisenden Hölletranke umfabricirt worden. Doch genug von diesen Leuten: sie sind nicht die einzigen, die uns bestehlen und zugleich vergiften; ihre Genossen verdienen ebenfalls genannt zu werden, damit man zu der Erkenntniß komme, ein wie unheilbar tief zehrender Krebschaden in unsrem socialen Leben dieser Mangel an Ehrlichkeit ist und wie sehr es Noth thut, auf radicale Bessermittel zu denken.

Die Gemüsehändlerinnen sind wahre Giftmischerinnen; denn um ihren mehrere Tage alten Waaren den Anschein von frischen zu verleihen, wissen sie dieselben sehr schön grün zu färben; aber wie? Nun, in kupfernen Gefäßen erzeugt sich ja so leicht Grünspan: man lasse nur eine Nacht in freier Luft ein Gefäß mit Wasser stehen und werfe allenfals, um seiner Sache ganz sicher zu sein, einige Kupfermünzen hinein; am andern Morgen lege man einige Stunden den Kohl, Spinat oder andres Gemüse in dieses Gefäß mit Wasser, und es erhält auf der Außenseite das schönste Grün.

Die Bäcker ihrerseits begnügen sich nicht, Bohnen- und Kartoffelmehl unter das Weizenmehl zu mischen und ihrem Brod nicht das vorschriftsmäßige Gewicht zu geben: nein, sie haben auch so

*) Es ist dieß und alles Folgende nicht etwa übertrieben, sondern buchstäblich wahr. Die Pariser Blätter berichten fast alltäglich Bestrafungen der Epiciers, Fleischer, Bäcker u. s. w. um solcher wissenschaftlichen Experimente halber. Ann. d. Verf.

viel Genie gelernt, daß sie ihrem Weißbrod von schlechterem Mehl durch gewisse metallische Beimischungen (blauer Vitriol) die schönste weiße Farbe zu verleihen im Stande sind.

Die Conditoren und die Liqueur-Fabrikanten — beide bedienen sich zur Färbung ihrer Bonbons und Liqueure so offenbar giftiger Stoffe, daß in mehreren europäischen Staaten schon wiederholte Verbote gegen diesen Unfug erlassen worden sind, weil sich die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit daraus ergeben haben. Aber was hilft's?

Doch! hören wir endlich auf, unsre Leser durch diese Liste von Mißthaten zu erschrecken, die im täglichen Leben sich nur allzuhäufig erneuern; können wir ja doch nicht Alles sagen und wäre ja selbst Alles noch nicht genug. Denn jeder Tag bringt uns neue Epigbübereien, neue Verfälschungen, neue Betrügereien; und zum traurigen Gegentheil der Bienen, die selbst aus Gift Honig saugen, findet der Betrug in jeder neuen Entdeckung oder Erfahrung der Wissenschaften, die von arbeitsamen Geistern zum Vortheil der Menschheit gemacht wird, nur einen neuen Stoff für sein schmutziges Gewerbe.

Fragt uns nun aber der Leser: „Wie? Gibt es denn gar kein Mittel, sich diesen Diebstählen und Vergiftungen zu entziehen oder entgegenzusetzen?“ — so ist es unsre Pflicht, ihm die Mittel anzugeben, nämlich Wissenschaft und Gesetz, ihm aber auch deren Unwirksamkeit und Schattenseiten darzulegen.

Die Wissenschaft! Ja, also muß zunächst Jedermann Chemiker und Physiker von Stande sein; denn nur alsdann kennt und besitzt man alle Reagentien und alle Apparate und Maschinen, mittelst deren man jene Verfälschungen ermitteln kann. Zum Nutzen und Frommen meiner Leser, die nicht Chemiker sind, will ich ihnen einige dieser Mittel hieher schreiben*).

Durch salpetersauren Baryt erkennt man die kleinsten Theilchen Schwefelsäure und Vitriol, die sich in Wein, Weinessig, Küchensalz und Brod vorfinden. Gleichermassen braucht man nur, um den Alaun

*) Da ich auch kein Chemiker von Profession bin, so will ich, falls sich solche unter meinen Lesern finden sollten, dieselben hiermit gebeten haben, kleine Verstöße gegen die wissenschaftliche Nomenclatur zu verzeihen.

im Weine zu erkennen, ihn durch Ammoniak zu präcipitiren, jedoch muß er vorher durch Chlor entfärbt worden sein. Ganz einfache Sachen.

Ein Alcalometer zeigt deutlich, wie viel wirkliches Alkali sich in der Soda oder Potasche befindet, deren eigentlichen Werth und Verkaufspreis man hiedurch auf's Leichteste bestimmen kann. Wer besitzt nicht einen Alcalometer?

Durch Salpetersäure oder salpetrige Säure, lieber Leser, entdeckst Du, wenn sich auch nur ein Hunderttheil Mohnöl in's Speiseöl eingeschlichen; ehe man also einen Salat zubereitet, versehe man sich wohl mit salpetersauren Baryt zur Prüfung des Weinessigs, und mit Salpetersäure zur Prüfung des Oels. Wer nicht Zeit zu diesen chemischen Uebungen hat, oder die armen Leute, denen es an Geld fehlt, — ja, die müssen sich nun einmal entschließen, die Sachen so zu brauchen, wie sie sind.

Die Bleisalze und Bleioryde, mit denen man Bonbons und Weine versetzt, offenbaren sich sofort, sobald man sie mit geschwefeltem Wasserstoffgas, oder wie es auch heißt, mit schwefelwässriger Säure in Berührung bringt. Euren lieben Kleinen, meine verehrten Lesertinnen, hängt nur, sobald sie ein Jahr alt sind, ein Gläschen mit besagter Säure um und lehrt sie den Gebrauch derselben; denn sobald Ihr sie in's Freie schickt, sind sie jeden Augenblick, und je niedlicher sie sind, desto häufiger der Gefahr ausgesetzt, daß man ihnen Bonbons und anderes Zuckerzeug giebt.

Wollen sorgsame Hausfrauen dem Gemüse seine falsche, durch Grünspan bewirkte Farbe entreißen, so brauchen sie nur Salmiak anzuwenden, ein überaus wirksames Mittel, dessen Kraft sich jedoch auch sehr häufig dahin äußert, daß die Personen, welche es anwenden, ersticken.

Vermöge eines guten Mikroskops kann man in seinem Brode das Weizenmehl ganz genau vom Kartoffel- und Bohnenmehl unterscheiden; eben so auch erkennt man die Mischtheile des Zuckers; denn der Rohrzucker krystallisirt sich nadelförmig, Kartoffelzucker aber in der Form von Hirsekörnern. Man fühlt sich gewiß sehr getrübet, wenn man dies gesehen; nur ist Schade, daß durch das Mikroskop das Bohnenmehl nicht nährend und der Kartoffelzucker nicht süßer wird.

Mit seinem Galaktometer oder Milchmesser kann jeder gebildete Leser, dem der Gebrauch dieses Instruments sicherlich geläufig ist, seiner Milchfrau den ärgsten Schabernack spielen, indem er untrüglich erkennt, wie viel Wasser, und wie viel Rahmtheile seine Milch enthält. — Die Milchfrau wird freilich darum nicht weniger Wasser hineinschütten und der Leser nicht weniger fortfahren, diese Milch zu trinken; denn woher will er sich in einer großen Stadt andere oder bessere verschaffen?

Einer oder der andere meiner bejahrteren Leser hat vielleicht das Unglück, von seinen Reisen oder Feldzügen her gleich mir an rheumatischen und gichtischen Anfällen zu leiden, und kauft daher Flanell ein, um durch ein gleichmäßig warmes Camisol sich vor Erkältungen zu hüten. Nun ist aber die Kette des Flanells, den man meistens bei den Kaufleuten antrifft, von Baumwolle und diese taugt gerade zu Rheumatismen nichts, weil sie eine zu starke Erhitzung hervorruft. Will man sich nun überzeugen, ob der Flanell rein wollen ist, so braucht man ihn nur in einer Potaschauslösung von 12 Graden zu kochen: die Wolle wird sich dann auflösen, um Seife zu bilden, während die Baumwolle kaum angegriffen sein wird. — Den größten Vortheil von diesem Verfahren hat freilich der Kaufmann, denn unser erstes Stück Flanell ist im Kessel geblieben und kann höchstens als Seife zum Rasiren benutzt werden, so daß wir nothwendig ein zweites Stück Flanell kaufen müssen.

Es würde doch wirklich ein unerhörter Zufall sein und ist daher kaum anzunehmen, daß Sie, meine werthen Leser, von allen Säuren und Apparaten, die ich Ihnen hier aufgezählt habe, wozu Sie noch genaue Wagen und Apothekergewichte hinzufügen mögen, gar nichts vorräthig haben sollten. Denn ich habe wirklich nur die allereinfachsten Mittel angegeben, kein complicirteres, wie z. B. die Erkennung der verschiedenen Oele durch die verschiedenen Grade, in welchen sie Electricitätsleiter sind, zu welchem Behufe man nothwendigerweise sein Oel erst zu einem Professor der Physik schicken müßte, ehe man einen Salat bereiten kann. Sollten Sie also, trotz ihrer Einfachheit, von den angegebenen Mitteln der Wissenschaft keinen Gebrauch machen können oder wollen, so bleibt Ihnen nur noch die Zuflucht zum Gesetz übrig. Sie können sich, liebe Leser, an den Polizeicommissair wenden, wenn Sie in Berlin wohnen oder

anderswo, wie in Paris und wo französische Gesetzgebung gilt, an den Friedensrichter. Nun wir wollen auch diese Mittel etwas genauer betrachten.

Meine persönliche Meinung über den Erfolg und die Annehmlichkeit eines Besuchs beim Polizei-Commissair habe ich schon oben dargelegt, kann also hier darüber hinausgehen und will daher nur noch einige Worte über den Friedensrichter sprechen. Ich kenne auch diese Herren aus eigener Erfahrung.

Es ist freilich etwas hart, daß man, um ohne Furcht vor Vergiftung einen Salat essen oder seinen Kindern eine Düte Zuckerwerk geben zu können, zur Gerechtigkeit seine Zuflucht nehmen, also Lauferei, einen Proceß haben muß: doch einmal entschließt man sich dazu: man will Alles kennen lernen. Wir befinden uns nun vor einem Friedensgericht irgend eines Pariser Arrondissements, was gerade nicht der liebenswürdigste Aufenthalt ist: ehe die Reihe an unseren Proceß kommt, haben wir Zeit genug, die Richter und die Parteien kennen zu lernen.

Der Friedensrichter ist gewöhnlich ein dicker Mann, der sich in seinem erhabenen Berufe, die Gerechtigkeit zu spenden, sehr gelangweilt fühlt; ein Menschenfeind in seiner Art, insofern er stets mit zwei Spitzbuben zu thun zu haben glaubt, minder aufgelegt, Vernunftgründe anzuhören, als man zu glauben berechtigt ist, ungestüm, gemein in seinen Ausdrücken und stets preffirt, stets eilig.

Die Parteien, zwischen denen es sich gewöhnlich um erbärmliche Kleinigkeiten handelt — was freilich nicht geeignet ist, den Richter gut gelaunt zu machen, — sind meistens von einer Atmosphäre umringt, die weder nach Patchouli, noch nach Veilchen riecht, sondern nach alten, halb faulen Erödelumpen. Der Gesamtanblick des Gerichtshofes ist also nicht sehr imponirend. Werfen wir nun einen Blick auf seinen Nutzen. Der Richter, der im Schweiß seines Angesichts die allerdümmsten und allererbärmlichsten und gemeinsten Discussionen mit anhören muß, löst diesen Gordischen Knoten in den meisten Fällen auf Alexandrische Weise: er giebt abwechselnd bald dem Kläger, bald dem Beklagten Recht, wie ihn seine Ungeduld gerade inspirirt. Wir sehen also, daß, wenn Gerechtigkeit und Wahrheit von dem übrigen Theil der Erde verbannt wären, . . .

man sie nicht gerade vor einem Friedensgerichte wiederfinden würde.

Doch die Reihe ist nun endlich an uns gekommen, lieber Leser. Als ein ehrlicher, gebildeter Mensch setzest Du Deine Sache mit aller Mäßigung auseinander: aber nun hat Dein Gegner das Wort und Du wirst in Folge seiner Catilina oder Philippika der ärgste Bösewicht dieser Erde, so daß der Richter erschüttert ist, Du aber, wie vom Anblick des Medusenhauptes, erstarrt bist vom Anblick der Ströme von Veredsamkeit, die dem Munde eines Krämers, wenn auch nicht Honig gleich, entfließen. Nun fordert Dich der Richter auf, den streitigen Gegenstand darzubringen. Der aber ist entweder verbraucht und dann, magst Du vergiftet sein, hört Dein Recht auf; oder Du hast ihn nicht mitgebracht, dein Proceß wird also auf 8 Tage verschoben; oder Du hast ihn mitgebracht, es fehlt aber dem Richter an den oben aufgezählten Verificationsmitteln und er erklärt sich für incompetent, oder, endlich der Gegenstand kann nicht transportirt werden, der Richter ordnet also eine Besichtigung durch Sachverständige an und Dein Proceß . . . wird am St. Nimmermehrstage gerichtet werden. Welcher von diesen 4 Fällen auch der Deinige ist, Du hast Deinen Tag unnützlich hingebraht und nicht einmal Deinen Proceß gewonnen.

Ich glaube, jeder gebildete Mensch, also alle meine Leser, werden an einer solchen gerichtlichen Erfahrung genug haben. Was ist aber das nothwendige Resultat hiervon? daß man alle diese Räubereien erduldet und dadurch ermuthigt. So also sehen Sie wohl, meine geehrten Leser, wie schwer die Beantwortung der Frage ist, welche die Ueberschrift dieser Seiten gebildet hat.

II.

Was kostet jede Minute unseres Lebens?

Wie meinen Sie das? — wird man nach Lesung dieser Ueberschrift fragen. Ist von süßen Täuschungen und bitteren Enttäuschungen die Rede, von Illusionen und Phantasiebildern, von Haaren und Zähnen, kurz von all dem die Rede, was im Laufe der

Jahre und Monate, der Tage, Stunden und Minuten uns verläßt? Keineswegs, lieber Leser! — Ich will nicht von all diesen abgedroschenen Gemeinplätzen hier sprechen? Was geht mich die moralische Welt an! Dazu bin ich viel zu prosaisch und positiv. Sollte ich in meinen Jahren etwa noch Klagelieder singen über diesen Kranz von eingebildeten Blumen, den die Dichter erfunden haben, um das Haupt der Menschen damit zu zieren, wenn er in's Leben eintritt! Soll ich Jeremiaden darüber anstimmen, wie theuer unsrem Herzen und unsrem Geist die Erfahrung zu stehen kommt, diese lange Reihenfolge immer neuer Dummheiten! Soll ich Elegien weinen darüber, daß der Mensch vergeht, obgleich er in seinen Kindern und Enkeln von Neuem auflebt! (Beiläufig bemerkt, ist Letzteres für die Menschen doch nicht ganz dasselbe und mancher gar zu lebenslustige würde die Seelenwanderung vorziehen). Nein und abermals nein, mein lieber Leser! Von all diesen Dingen will ich in diesen ausdrücklich zu Deiner Unterhaltung und Belehrung geschriebenen Zeilen nicht sprechen. Lassen wir ruhig die Begierden, Kräfte und Leidenschaften im Menschen ersterben, je nachdem er seine Jugend erlebt hat! Lassen wir ihn eine nach der andern seine Illusionen, seine Hoffnungen, all die leeren Spiegelbilder seines Herzens und Geistes verlieren! Sehen wir ruhig zu, wie die Liebe von ihm hinwegfliegt, wie die Freundschaft wankend wird, und wie seine Zähne desgleichen thun, wie sein Bart erst grau und dann weiß wird, wie seine Haare bleichen und ausfallen! Kurz, lassen wir ihn in seinem ganzen physischen und moralischen Wesen nach und nach den Einfluß des großen Naturgesetzes aller Dinge empfinden, die gewesen sind und die alle mit Nichtmehr sein enden werden. . . . Sagt man doch, die Welt selbst werde kein anderes Ende nehmen. . . . Es wird dazu, so heißt es, nur eines Posaumenstoßes bedürfen. Frage: was wird nach dem Weltenuntergang aus dieser Posaune?

Also, wohl verstanden, es wird hier nicht die Rede sein von dem, was das Leben uns an Seele und Körper kostet, — sondern ganz einfach von dem, was es uns an baarem Gelde kostet. Ich will hier einmal den Versuch machen, aus Quittungen über Hausmiethe, aus Rechnungen von Schneider und Schuhmacher, von Waschfrau und Apotheker u. dergl. mehr ein — nun sei es auch nur, ein Feuilleton zu machen.

In den zahlreichen gesellschaftlichen Abtheilungen aus den verschiedenen Klassen der Welt, will ich mir, eingedenk der Horazischen aurea mediocritas, eine Person auswählen, die entweder durch väterliches Erbtheil oder als Ertrag ihrer täglichen Arbeit zu den mittelbegüterten gehört, welche eine Einnahme von 1800 Thalern, sage 150 Thaler monatlich, genießen. Wir wollen nun im Folgenden sehen, wie dieser Einnahme von den Ausgaben das Gleichgewicht gehalten wird. Vorauszusetzen ist dabei noch, daß von einem Garçon die Rede ist.

Die Erfahrung hat unwiderleglich dargethan, daß die materiellen Nothwendigkeiten des Lebens bestehen in: Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bedienung und Gesundheitspflege. Für moralische Nothwendigkeiten halten wir, bei dem Rentier: eine Arbeit, die ihn hindert, an Epleen oder Langeweile zu sterben; bei dem vom Ertrag seiner Arbeit Lebenden: geistiges Amusement. Für Beide gehört hieher noch fortschreitende Belehrung.

Nehmen wir nun die materiellen Nothwendigkeiten, deren Zahl gewiß Niemand für übertrieben halten wird, eine nach der andern in Bezug auf den Kostenpunkt vor. Zunächst also kommt:

Die Wohnung.

Für einen Junggesellen, der auf 1800 Thaler Einnahme rechnen kann, ist es weise und passend zugleich, eine Wohnung für 180 Thaler zu miethen; denn ein Grundsatz der häuslichen Oekonomie lautet dahin, der Miethzins solle sich auf ein Zehntel der Einnahme belaufen. Eine Wohnung also für 180 Thaler jährlich, das macht fünfzehn monatlich, also 15 Silbergroschen täglich, oder $7\frac{1}{2}$ Pfennig stündlich. Die Unmöglichkeit, diese Zahl noch zu dividieren, verbietet uns die Theilung für den Augenblick bis auf die Minute fortzusetzen: wir wollen diese daher erst dann anwenden, wenn mehrere Posten addirt eine durch 60 theilbare Summe darstellen werden. Um aber auf unsere Wohnung zurückzukommen: man kann doch nicht innerhalb der 4 nackten Wände wohnen, und hat man eine Wohnung für 180 Thaler, so muß man auch daran denken, sie passend und mit einigem Comfort auszumöbliren, um dieses jammervolle Dasein besser ertragen zu können. Nun nehme ich an, daß, um eine Wohnung von 4 Zimmern — Wohnung, Salon, Studirzimmer und Bibliothek, Schlafrabinet — einigermassen

anständig mit Meubles zu versehen, man zwischen 600 Thaler beauchen würde. Da wir aber unser Grundcapital nicht verringern wollen, so begnügen wir uns in dieser Berechnung, nur die Zinsen zu 5% zu veranschlagen und sie der Ausgabe für die Wohnung hinzuzufügen, so daß diese uns jetzt jährlich um 30 Thaler theurer zu stehen kommt. Dieser Zuschuß, gehörig vertheilt, giebt für den Monat $2\frac{1}{2}$ Thaler, also täglich $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen und stündlich $\frac{1}{4}$ Pfennig. Rechnen wir dies zu den obigen $7\frac{1}{2}$ Pfennig, so erhalten wir $8\frac{3}{4}$ Pfennig, eine Summe, die wir hiermit als stündliche Ausgabe für Wohnung und Meubles notiren wollen, worin wir übrigens auch die Heizung für den Winter einbegriffen zu sehen wünschen, obgleich wir bisher nicht davon gesprochen.

Gehen wir also zu etwas Anderem über. Doch halt! Mein Mobiliar dauert nicht ewig; es muß von Zeit zu Zeit reparirt werden und durchschnittlich schafft man eigentlich alle zehn Jahre neue Meubles an: dies muß also mit veranschlagt werden. Nun wir wollen sehen, wie wir dies machen. Ein Capital zu 5% Zinsen verdoppelt sich in 20 Jahren, wächst also in 10 Jahren um die Hälfte seines Betrages. Wenden wir diesen Grundsatz im umgekehrten Sinne an, so ist es klar, daß, wenn mich meine Meubles, als nur zu 5% auf meiner Einnahme lastendes Kapital, stündlich $1\frac{1}{4}$ Pfennig gekostet haben, sie bei einer Erneuerung von zehn zu zehn Jahren das Doppelte kosten werden. Zu obigen $9\frac{3}{4}$ Pfennigen muß ich also noch $1\frac{1}{4}$ Pfennig hinzufügen: in Summa also 11 Pfennige, und nun denke ich, wird über diesen Punkt nichts mehr zu sagen sein. Werfen wir also als ersten Posten aus: eine Stunde unter Dach und Fach, eine Stunde in seiner meublirten Wohnung kostet unser Individuum 10 Pfennige.

Das zweite unabweisbare Bedürfnis eines jeden Menschen ist: Nahrung. Ich muß gestehen, dieser Punkt ist einer größeren Willkür unterworfen, als der vorige; aber ich hoffe auch hier das rechte Verhältnis zu treffen und mich mit Dir, lieber Leser, zu einigen. Nicht wahr, für $\frac{1}{2}$ Thaler kann man recht anständig überall zu Mittag essen?

Wenn wir Frühstück und Abendbrod zusammen auf 10 Silbergroschen berechnen, so haben wir wohl auch das Gehörige angenommen, und so kann also auch unser Garçon seine Lebenskräfte täglich

für 25 Silbergroschen stärken und erneuern. Hier haben wir leichte Theilung: die Stunde ergiebt 1 Silbergroschen und $\frac{1}{2}$ Pfennig. Von kleinen Extraausgaben in diesem Punkt werden wir später unter einer andern Rubrik sprechen: setzen wir also als zweiten Posten aus: Nahrung kostet stündlich 12 $\frac{1}{2}$ Pfennige.

Wir haben als dritte materielle Nothwendigkeit die Kleidung angefügt und sind hiermit zu einem noch vielmehr der Willkür jedes Einzelnen anheimgestellten Punkt gekommen. Jedermann kleidet sich nach seiner Einsicht: die Einen mit Sorglosigkeit, die Andern mit vieler Sorgfalt; wir müssen also auch hier, wie bisher, einen mittlern Durchschnitt annehmen. Da jedoch jedenfalls dieser Artikel überaus elastisch ist, so muß ich diejenigen meiner geehrten Leser, welche mit meinen Angaben nicht übereinstimmen, ersuchen, die Berechnung, die wir hier gemeinsam anstellen, nach ihren Ansichten von der Sache zu modificiren, vorausgesetzt nämlich, es liegt ihnen etwas daran, das Resultat dieses Feuilletons zu finden.

Fangen wir nun mit unserem Menschen von oben an, d. h. mit dem Kopfe und bekleiden ihn bis zum Fuße, so werden wir ihn ganz und gar durchgenommen haben.

— Hut.

Man muß wenigstens 2 zugleich haben, also 4 im Laufe des Jahres. Da man noch nicht dahin gekommen ist, irgend ein Metall so weit zu bearbeiten, daß man Hüte daraus verfertigen, also die gebrauchten umschmelzen kann, so läßt sich von alten Hüten kein Gebrauch weiter machen: höchstens kann man Filzsohlen daraus schneiden, um sich im Winter vor feuchten Füßen zu schützen. Man muß also nothwendig jedes Jahr 4 Hüte haben; sollte auch einer oder der andere meiner Leser von übertriebenem Luxus sprechen, so ist doch mein Gewissen ganz ruhig und kann ich diesen Vorwurf nicht allein ablehnen, sondern auch widerlegen.

Mögen meine geistreichen Leser nur gefälligst daran denken, um wie viel Hüte man in Kaffeehäusern, Conditoreien und andern öffentlichen Orten bestohlen wird, wie viel im Gedränge zerdrückt, wie viel im Theater plattgedrückt werden; mögen sie bedenken, wie oft die äußern Ränder eines sonst noch sehr brauchbaren Hutes durch das viele Grüssen so abgenutzt sind, daß man den Hut cassiren muß; wie oft man durch einen Plazregen überrascht wird, ohne mit einem

Regenschirm versehen zu sein. Diese und noch manche andere Uebelstände berechtigen also zu dem Schluß, daß kein Garçon, der anständig seinen Kopf bedeckt haben will, weniger als die oben angegebene Zahl von vier Hüten haben darf, worunter dann einer grau, weiß oder sonst nach Belieben sein kann. So sind mir also für Hüte 15 Thaler jährlich zugestanden.

Nun bitte ich, mir zu sagen, ob Jemand es für eine übertriebene Forderung hält, wenn ich für Käppchen, Reisemützen u. s. w., mit einem Worte, für alle Arten Kopfbedeckungen im Hause, oder, wo man vom Hute incommodirt wird, noch 3 Thaler jährlich verlange? Gewiß nicht zu viel, also in Summa für Kopfbedeckungen jährlich 18 Thaler, macht monatlich $1\frac{1}{2}$ Thaler, täglich $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen; für die Stunde müßten wir hier einen bloßen Pfennigbruch ansetzen: wir wollen also warten, bis der nächste Betrag uns zu ganzen Pfennigen verhilft, um so mehr, da wir vorher noch einer Einwendung begegnen müssen, die man gegen dieses Kapitel unseres Budgets zu erheben nicht unterlassen wird. Man kann mir nämlich einwerfen, da ich für den Tag 24 Stunden annehme, man aber wenigstens während eines Drittels dieser Zeit seiner Kopfbedeckung sich nicht bedient; — denn etwaige Schlafmützen gehören unter das Kapitel: Leibwäsche — so müßte ich die Basis meiner Berechnung ändern. Sehr scharfsinnig und wahr, dem Anschein nach, und in Wahrheit doch falsch; denn, wenn wir auch zugestehen müssen, daß wir während unseres Schlafes weder Hut noch Käppchen brauchen, so wird jeder aufmerksame Leser uns dagegen Recht geben, wenn wir behaupten, daß die in Rede stehenden Gegenstände in den Ecken, in die man sie hinwirft, auf oder unter den Meubles, wo man sie dem Staube aussetzt, eben so viel leiden und um eben so viel sich verschlechtern und daß ihr Dienstalder, das sie zu endlichem Ruhestand berechtigt, während sie im Staube rollen, eben so fortschreitet, als wenn sie unsere Häupter bedeckten.

Ohne den Kopf zu verlassen, haben wir unter dem Hute die Haare, folglich ihre Abmähung und Frisur zu besprechen. Etwas weiter unten haben wir dann den Bart. Bei diesen beiden Gegenständen, besonders aber bei letzterem, ist eigentlich das Nichtdasein kostspieliger als das Dasein.

Doch zur Sache. Wer von seinem Barbier sorgsam bedient

sein will und ihm nicht allein die Sorge anvertraut, ihn täglich von dem Haarüberschuß zu befreien, den die Mode nicht in unsern Gesichtern dulden will, sondern ihn auch mit der Aufsicht über gehöriges Wachsthum oder vielmehr rechtzeitige Verminderung und schönes, möglichst künstlerisches Aussehen des Haupthaares beamtet, kann dieser wichtigen Person nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Thaler monatlich geben. Und es ist auch wohl nicht zu viel für tägliches Rasiren und Frisiren und monatliche Wollschur. Rasirt man sich selbst, so giebt man diese Summe schon allein in Toiletentischchen, Rasirmessern, Schleifsteinen, Seifen und tausend andern Dingen aus. Nun kann wohl einer oder der andere meiner Leser von der Natur so günstig bedacht sein, daß sein stets gelocktes oder lockendes — nicht bloß sich selbst, sondern auch Damenbewunderung — ihn den Friseur entbehren läßt: aber die Natur kann ihm, was sie so reichlich giebt, nicht auch selbst nehmen, und kein junger Mann findet wohl im Laufe eines Jahres so viel Gelegenheit, zarte Liebespfänder auszutheilen, daß er hierdurch stets von einer gehörigen Anzahl Locken befreit würde. Also bleibt immer noch eine Ausgabe für Haarschneiden: rechne man für diese Haare noch dazu, was sie an Pommaden, Macassar- und anderen Oelen und sonstigen Schönheitsartikeln bedürfen, so wird der Totalbetrag darthun, daß meine obige Annahme von $1\frac{1}{2}$ Thaler monatlich für sämmtliche, das Haar betreffende Ausgaben durchaus gemäßigt ist. Diese $1\frac{1}{2}$ Thaler monatlicher Ausgabe machen $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen täglicher, und da wir hier wiederum auf fernere Untheilbarkeit stoßen, so wollen wir die tägliche Ausgabe von $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen für den Hut dazu schlagen, so daß wir für Alles, was den Kopf betrifft, einen Totalbetrag von täglich 3 Silbergroschen erhalten, somit diesen Posten für eine Stunde auswerfen können mit $1\frac{1}{2}$ Pfennig.

Wir wollen nun vom Kopf zum Leibe hinabsteigen. Dem Leser bleibt es immer unbenommen, unsere Rechnungen nach seinem Belieben umzuändern, wenn die Grundlagen der meinigen ihm nicht hinlänglich vernünftig scheinen oder ihn in seinen Gewohnheiten verletzen.

Wir wollen einmal sehen. Zwei Kleider — Fracks oder Röcke — jährlich, ist das zu viel oder zu wenig? Ja, wird man allgemein mir zugeben, das hängt davon ab, wie sorgfältig man damit umgeht. Trotz dem wird der ältere Theil meiner Leser es für zu viel, der

jüngere für zu wenig halten: da ich nun diese beiden Extreme nicht zu vermitteln weiß, so beharre ich auf meinem, wie ich glaube, gemäßigten Ansätze. Den einen Winter läßt man sich einen Paletot machen, den nächsten einen wattirten Oberrock; den einen Sommer braucht man einen neuen Frack; dafür giebt es den nächsten einen Sommerrock. Nun steht natürlich Jedermann ein, daß hiermit nicht gesagt sein soll, keins dieser Kleider solle länger als ein $\frac{1}{2}$ Jahr aushalten: im Gegentheil wird darauf gerechnet, daß, wenn man jährlich zwei neue Kleidungsstücke anschafft, durchschnittlich eine Garderobe von sechs, mehr oder minder stattlichen Oberkleidern neben einander im Dienste sein kann. Das ist im Ganzen, wie ich glaube, eine vernunftgemäße Annahme. Ich berechne nun diese zwei Oberkleider auf 80 Thaler jährlich. Ferner nehme ich es auf mich, die Anzahl der Beinkleider auf vier festzustellen, zwei von Tuch, zwei von irgend einem andern Stoffe für den Sommer; auch hier wird vorausgesetzt, daß die Beinkleider vom vergangenen Jahr noch brauchbar sind; denn man macht ja, wenn man sie ein oder zwei Duzend Male getragen, noch nicht Zunder daraus. Diese vier Beinkleider also, worunter zwei tuchene, will ich mit 40 Thalern berechnen. Meine und manches Andern Erfahrung verlangt vielleicht etwas mehr; doch ich will hierin nichts ändern, weil viele Leser die Summe ohnedieß zu hoch angefetzt finden werden.

Unter derselben Voraussetzung, wie bei den andern Kleidungsstücken (nämlich des Gebrauchs der vorjährigen) sind vier Westen auch eine bescheidene Annahme. Da sind also 30 Thaler den obigen 80 und 40 Thalern hinzuzufügen; oder zusammen 150 Thaler. Nun habe ich zwar Winterwesten und Ballwesten gekannt, von denen man noch nicht die eine Hälfte für 25 Thaler hätte haben können; das sind aber außerordentliche Fälle, die im Laufe der gewöhnlichen und vernünftigen Dinge keine Berücksichtigung finden können.

Nun wollen wir noch für Ausbesserungen, neue Sammtfragen, neue Knöpfe, neues Futter, Aufbügeln, neue Taschen einsetzen, Fleckenausmachen und all dergleichen Dinge etwa 30 Thaler jährlich rechnen, und wir erhalten dann als Totalsumme für alles die Kleidung Betreffende einen Jahresbetrag von 180 Thalern, gerade so viel, als uns die Hausmiethen kostet, also stündlich kostet unsere Kleidung 7 $\frac{1}{2}$ Pfennig.

Notabene. Wie man mit weniger sich anständig kleiden kann, begreife ich nicht gut. Und die Halsbinden? Und die Halstücher? Und die Leibwäsche? Und die Taschentücher? Und die Handschuhe? (O! die Handschuhe!) Kurz Alles, was man in die Fächer seiner Kommode legt.

Nun, berechnen wir Leibwäsche, Hemden, Unterhosen, Taschentücher, Halstücher, Strümpfe, kurz Alles, was man der Waschfrau giebt, in Bausch und Bogen, und es wird für Jemanden, der erträgliches Leinen am Leibe haben will, eine Summe von 45 Thaler jährlichen Verbrauches gewiß nicht zu viel sein. Die Waschfrau wird, wenn man zeitweilige Ausbesserungen mit veranschlagt, wohl auch über 2 Thaler monatlich kosten, so daß wir im Ganzen für Wäsche und deren Unterhalt jährlich 72 Thaler ansetzen können, was für den Monat 6 Thaler, für den Tag 6 Silbergroschen macht. Die Kosten unserer Wäsche für eine Stunde belaufen sich also auf 3 Pfennige.

Die Handschuhe!!!

Ich muß gestehen, dies ist von allen willkürlichen Sachen vielleicht die allerwillkürlichste. Es giebt eine ganze Menge sehr achtbarer Leute und die ihre gesellschaftliche Stellung vollkommen würdig ausfüllen, welche keine anderen Handschuhe kennen, als . . . ihre Taschen. Andere, eben so achtbare und würdige etc. . . . kaufen bald hier, bald da ein Paar, bald von der, bald von jener Farbe, meist schwarz: diese Gattung Leute werden diese Ausgabe weder als eine regelmäßige, noch als eine nothwendige betrachten und sie daher keiner Stelle in ihrem Budget würdig halten. Es giebt aber auch Leute (immerhin sehr achtbare und ehrenwerthe . . .), welche finden, daß die Hand eben so nothwendig beschuht sein muß wie der Fuß. Ja, Einige gehen in der Sorge hiesfür sehr weit; noch Andere treiben es bis zum ruinirenden Fanatismus. Eben so giebt es aber eine Klasse wohlständiger Leute, — und an diese wollen wir uns mit unserer Berechnung halten, weil wir selbst derselben, wie wir glauben, temperirten Ansicht sind — welche der Meinung sind, daß schwarze Handschuhe für tägliche Geschäfte und Ausgänge oder Promenaden, und gelbe Glacéhandschuhe für den Sonntag oder für Besuche für die Ehre eines Garçon, der sich zu präsentiren liebt, hinreichend sind. Diese haben also monatlich vier Paar schwarze

Handschuhe zu $\frac{1}{2}$ Thaler und sechs Paar von hellgelber oder sonst leicht schmutzender Farbe zu $\frac{2}{3}$ Thaler das Paar, was eine monatliche Ausgabe von 6 Thalern constituirte, somit eine tägliche von 6 Silbergroschen und zu einem stündlichen Ansaz von . . . 3 Pfennigen hinlänglich berechtigt.

— Aha! hier habe ich Sie nun ertappt! — höre ich diejenigen meiner Leser ausrufen, welche die Geduld gehabt haben, mir so weit in meinen logischen und mathematischen Deductionen zu folgen, — schläft man in Handschuhen? Weshalb also eine Ausgabe für die sämmtlichen 24 Tagesstunden vertheilen, welche höchstens auf 16 derselben Anwendung findet? Und auch das kaum; denn ist, trinkt, schreibt u. s. w. man mit Handschuhen? Trägt man sie, wenn man zu Haus ist?

— Ja, mein gestrenger Leser, in Wahrheit, Du hast nicht Unrecht. Man schläft freilich nicht in strohfarbenen Handschuhen (ausgenommen in gewissen Concerten, oder zuweilen im Theater, oder während einer Akademiefeierlichkeit); eben so wenig treibt man seine täglichen Verrichtungen behandschuht, und in so fern ist meine Eintheilung nicht ganz streng richtig. Aber, während man keine Handschuhe trägt, beschmutzt man sich die Hände und Nägel, muß also erstere waschen, letztere abschneiden, feilen, bürsten cc. Berechnet man nun den Verbrauch von Seife, Handtüchern, Scheeren, Nagelbürsten cc., so könnten wir . . . Nun, nicht wahr, lieber Leser, Sie bewilligen meinen obigen Ansaz, damit ich nur nicht noch mehr fordere?

Um nun die kostspieligen Ausgaben des Artikels Anzug zu beenden, bleibt uns nur noch übrig, unser Individuum auf einen respectablen Fuß zu stellen, d. h. für seine Fußbekleidung zu sorgen.

Die Einen gehen gerade, die Anderen einwärts oder auswärts, oder treten ihre Stiefeln krumm: natürlich also brauchen die Einen weniger, die Andern mehr. Die Einen machen sich gern viel Bewegung, Andere sind durch ihren Stand zum Tage- oder Stundenlangen Sitzen verdammt, und solcher Verschiedenheiten, die auf diesen Artikel Einfluß haben, giebt es noch unzählige. Seit einigen Jahren hat man das *La t r t e* Leder erfunden; es kostet mehr und hält weniger aus, als das gewöhnliche. Um dieses Leder zu verbrauchen, hat man allerhand niedliche Stiefelchen, Brodequins cc. von Seide,

Wolle, Leinen u. s. w. erfunden, die ebenfalls kostspielig und unsolid sind. Es ist also überaus schwer, hier eine für Jedermann passende Summe anzunehmen, und wir müssen unsere Leser immer wieder bitten, ihre eigenen Ansichten und Berechnungen den unsrigen zu substituiren. Ich will jedoch einen durchschnittlichen Verbrauch von sechs Paar Stiefeln jährlich, einfachen, gewöhnlichen Stiefeln, annehmen; dazu dann 4 Paar jener verschiedenartigen lackirten, seidenen oder sonstigen Luxusartikel, worunter ich auch die Escarpins für den Ball mit einbegriffen haben will. Das Alles veranschlage ich auf 48 Thaler jährlich, was 4 Thaler monatlich und 4 Silbergroschen täglich ergibt. Eine Stunde also, die wir auf unsern Füßen zubringen, kostet uns 2 Pfennige.

Gott sei Dank, nun haben wir unser Individuum von Kopf bis auf den Fuß höchst anständig bekleidet, nachdem wir ihn vorher unter Dach und Fach gebracht und ihm zu essen gegeben haben, und das Alles kostet ihn nur . . . Halt! wir sind noch nicht fertig: ein Mensch, der nach dem bisher angegebenen Verhältnisse wohnt, speist und sich kleidet, macht weder sein Bett allein, noch kehrt er selbst sein Zimmer, noch schüttelt er seinen Teppich selbst aus, noch putzt er seine Stiefeln, noch klopft er seine Kleider selbst aus &c. Er hat also irgend einen dienstbaren Geist, der einige Stunden seines Tages darauf verwendet, all diese häuslichen Bedürfnisse des gnädigen Herrn zu befriedigen, der unter Andern auch sein Frühstück bereitet, die nothwendigen Einkäufe macht u. s. w. Was dieses Individuum an Lohn, so wie an abgelegten Kleidungsstücken, abgegriffenen Hüten, durchgelaufenen Stiefeln u. s. w. erhält, kann auf monatlich 4 Thaler angeschlagen werden. Eben so hoch kann man durchschnittlich dasjenige berechnen, was, im Gegensatz zu den Feudalzeiten, der Diener an Diener-Recht von seinem gnädigen Herrn erhebt, d. h. die kleinen Markt- oder Schwänzelpfennige, oder wie man sonst die Uebertreibungen der Diener bei allen Einkäufen auf Rechnung ihrer Herrn in den verschiedenen Welttheilen nennt. In Summa also kostet unser dienstbares Wesen monatlich 8 Thaler oder täglich 8 Silbergroschen. Unsere Bequemlichkeit, unsere Herrschaftlichkeit verlangt also eine stündliche Ausgabe von . . . 4 Pfennigen.

Ich habe oben unter den materiellen Lebensbedürfnissen auch die Gesundheitspflege aufgezählt: dagegen wird, wie ich hoffe, selbst

derjenige Theil meiner Leser nichts einzuwenden haben, der alle meine bisherigen Berechnungen zu schikaniren Lust hätte. Wir wollen also diesen Punkt weiter entwickeln.

Die Unterhaltung der Gesundheit, die man besitzt, erfordert:

Eine vollkommene Reinlichkeit — also wenigstens ein Bad wöchentlich und tägliche Flußbäder im Sommer. Ferner ist nöthig, daß man trinke, wenn man Durst hat, — esse, wenn man hungrig ist, — sich erfrische, wenn man erhitzt ist, — sich erwärme, wenn man friert. Um nun das körperliche Gleichgewicht in solchen Beziehungen herzustellen, giebt es eine Menge Orte, wohin man sich begeben kann, wenn man nicht gerade in seine eigene Behausung gehen will: man geht freilich in jene Anstalten, die Kaffeehäuser, Conditoreien, Estaminets u. s. w. heißen, zuweilen auch, ohne daß unser Körper einer Wiederherstellung des Gleichgewichts bedarf, und derangirt dasselbe im Gegentheil dadurch . . . das geht uns aber hier nichts an.

Die Nothwendigkeit, sich durch körperliche Uebungen in gutem Gesundheitszustand zu erhalten, wird nun den Einen oder den Andern aus meinem werthen Leserkreise bewegen, entweder täglich eine Stunde auszureiten, oder eine Stunde den Fechtboden zu besuchen, oder zu schwimmen und was dergleichen Exercitien mehr sind.

Alle diese Dinge nun veranlassen zu Ausgaben, deren Berechnung schwierig ist, die wir jedoch versuchen wollen. Im Sommer Abends ein Glas Eis oder Sorbet, im Winter einige Flaschen Bier oder eine halbe Flasche Wein; nach Tisch zur Beförderung der Verdauung ein Glas Zuckerwasser oder eine Tasse Caffee, nebst einer Cigarre; vor Tisch, um den Appetit zu reizen, ein kleiner Bitter; ein Paar Pastetchen beim Conditior, um eine gewisse sich bemerkbar machende Leere des Magens zwischen einer Mahlzeit und der andern auszufüllen, sodann eine Stunde in der Reitbahn oder auf dem Fechtboden oder in der Schwimmschule, — das Alles etwa zu 18 Thalern monatlich berechnet, ist wohl nicht zu viel. Und ist die Summe selbst für die Erhaltung der lieben Gesundheit etwa zu stark? Doch auch nicht. Die liebe Gesundheit kostet also in ihrem normalen Zustande und um diesen zu erhalten, täglich 18 Silbergroschen oder stündlich 9 Pfennige.

Trotz all dieser Ausgaben, — oder vielleicht zum Theil wegen

derselben, wird mancher Spötter sagen — gefällt es unsrer lieben Gesundheit zuweilen, sich zu derangiren; wir müssen dann zum Arzt und Apotheker unsre Zuflucht nehmen und diese Herrn, nebst dem Gefolge ihrer Tränkchen, Pulver &c. &c. kosten ein Jahr ums andre gerechnet, etwa 24 Thaler, monatlich also 2 Thlr., täglich 2 Sgr. oder stündlich $\frac{1}{12}$ Pf.

Solchergestalt kosten also die Mittel zur Erhaltung unsrer Gesundheit 9 mal so viel als die zur Wiederherstellung derselben: und doch mißbrauchen wir die ersteren gar oft, während man von der letzteren selten einen andern, als einen überaus mäßigen Gebrauch machen sieht. Freilich sind jene auch sehr angenehm, letztere dagegen meist bitter und gesalzen.

Wir haben also nun endlich den Menschen in all den materiellen Bedürfnissen betrachtet, die seine sterbliche Hülle erfordert. Er wohnt anständig, ist und trinkt gut, trägt schöne Kleider, wird — je nachdem ihn das Glück begünstigt — gut oder schlecht bedient und befindet sich leiblich wohl. . . . Was fehlt ihm nun noch?

Keiner meiner Leser, das bin ich vorauszusetzen berechtigt, wird mir antworten: Nichts; im Gegentheil glaube ich fast annehmen zu dürfen, daß der größere Theil derselben mich hier ungeduldig erwartet, indem ich jetzt nothwendig in den 2ten Theil meiner Berechnung eingehen muß, der die moralischen Bedürfnisse betrifft, die wir unter geistiges Amusement und fortschreitende Belehrung oben classificirt haben. Denn das kann billigerweise Niemand verlangen, daß wir berechnen sollen, was einen Rentier irgend eine tägliche Beschäftigung kosten kann, der er sich außer dem Gebiete der Belehrung vielleicht ergiebt, etwa Actionnair eines Theaters, Journals oder einer Eisenbahn zu sein u. s. w. Das streift in's commercielle Gebiet, denn das erfordert eine Capitaleinlage und bringt auch wieder Capitalien, das geht uns also nichts an.

Belehrung also! Darin ist wohl Jedermann mit mir einverstanden, daß die Erziehung, die uns in Elementarschulen unter der Herrschaft der Magister = Bakel, in Gymnasten unter der Tyrannei der Strafarbeiten und des Arrestes, auf Universitäten unter der drohenden Angst des Staatseramens zu Theil wird, zwar sehr wesentliche Bestandtheile einer vollständigen Erziehung sind, aber nothwendig noch ein Complement erfordern, das uns erst durch den

Besuch der Welt, durch die tägliche Berührung mit der Gesellschaft wird. Ferner giebt es wohl keinen jungen Mann in den Zwanziger Jahren, der nicht noch irgend einen Lehrer oder Professor in seinem Solde hat, sei es für eine neuere Sprache, sei es für eine Kunst. Diese Studien, besonders im letzteren Falle (wie Musik, Malerei) verursachen bedeutende Ausgaben. Die Lectüre, das Studium, die Literatur, dieser letzte duftende Firniß einer vollständigen Erziehung, kostet Geld; man muß sich nach und nach eine Bibliothek anschaffen, man abonnirt auf eine oder die andre literarische oder künstlerische Zeitschrift.

Amusement! Ja, da weiß ich weder Maß noch Ziel, denn dies ist das elastischste Wort, das ich kenne. Amüßten? Ja, was versteht man darunter? Theater und Concerte besuchen? Ja das ist fast mehr ein Bestandtheil jenes obenerwähnten Complements unsrer gesellschaftlichen Erziehung. Also Bälle, Gesellschaften, Reisen? . . .

Wo soll ich hier eine Grenzlinie finden, die mir erlaubt, eine bestimmte Zahl anzusetzen. Meine verehrten Leser werden wohl mit mir einsehen, wie unmöglich hier die mathematische Genauigkeit wird, deren ich mich in meinen bisherigen Berechnungen beflissen habe. Um aber zu irgend einem Resultat zu kommen, bleibt mir nur folgendes Verfahren übrig. Ich will den Totalbetrag aller bisher für's Budget der materiellen Bedürfnisse votirten Summen berechnen, wodurch zugleich der von unsern Lesern vielleicht längst ersehnte Schluß unsres Artikels herbeigeführt wird. Was dann diese Summe von der jährlichen Einnahme von 1800 Thalern, die wir als Basis unsrer Berechnungen gelegt, noch übrig läßt, — das kann für die beiden Capitel der Belehrung und des Amüßments verwandt werden, wenn man nicht noch etwa Prämien für Feuerversicherung, für Lebensversicherung &c. und Dekonomien für die Zukunft davon abzuziehen hat.

Schließen wir also unsre Bilanz. Wir hatten angefezt:

	Jährlich.	Stündlich.
Für Wohnung	180 Thaler.	7½ Pfennige.
‡. Meubles und Heizung	60 =	2½ =
‡. Nahrung	300 =	12½ =
‡. Bedeckung und Pflege des Hauptes 36 =		1½ =
‡. Kleidungsstücke	180 =	7½ =
‡. Wäsche	72 =	3 =
‡. Handschuhe	72 =	3 =
‡. Fußbekleidung	48 =	2 =
‡. Bedienung	96 =	4 =
Gesundheitspflege	296 =	9 =
Arzt und Apotheker	24 =	1 =
Summa	1284 Thaler.	53½ Pfennige.

Rechnen wir für Wohlthätigkeitshandlungen aller Art und etwaige Ausgaben, die wir vergessen haben, wie z. B. Tabak und Cigarren zc. etwa so viel, daß die 1400 Thaler voll werden, also noch 116 Thaler jährlich, was monatlich etwa 9¾ Thaler, täglich also 9¾ Silbergroschen oder stündlich fast 5 Pfennige giebt, — so erhalten wir folgendes Doppelresultat:

Von unsrem Einkommen von 1800 Thalern können wir etwa 400 auf unsre geistige Belehrung und Unterhaltung verwenden; alle übrigen Bedürfnisse unsres Lebens kommen uns stündlich auf 53½ und nachträglich noch auf 5, also zusammen auf 58½ Pfennige zu stehen; oder wenn wir die Frage in der Ueberschrift dieses Aufsatzes beantworten wollen: die Minute unsres Lebens kostet uns nicht ganz einen Pfennig.